

## **Der Große Krieg als News. Informationspolitik, Gerüchte und Propaganda entlang der Ostfront**

von Włodzimierz Borodziej und Maciej Górny

Der deutsche Pazifist Hellmuth von Gerlach führte während des Krieges ein Tagebuch, in dem er besonders interessante Ereignisse festhielt, aber auch die absurdesten Propagandalösungen und Gerüchte notierte. Eines dieser Gerüchte betraf geheimnisvolle Automobile, die angeblich im August 1914 in Europa unterwegs waren, angefüllt bis unters Dach mit französischem Gold, das nach Russland geschickt werden sollte. Das Gerücht verbreitete sich geradezu explosionsartig und wurde in der Lokalpresse ganz Deutschlands kolportiert, wobei auch die Ausmaße des geheimnisvollen Transportes wuchsen. Anfangs war von zwölf Fahrzeugen die Rede, später von 24, schließlich von 36. Auf den Straßen kam es zu verstärkten Polizeikontrollen, bei denen die Behörden von zivilen Helfern unterstützt wurden. Als Urheber des Gerüdes über die französischen Autos machte Gerlach den Regierungspräsidenten von Düsseldorf Francis Kruse aus. Aber selbst wenn in diesen Gerüchten ein Körnchen Wahrheit enthalten gewesen sein sollte, so gerieten sie doch sehr schnell außer Kontrolle. Es kam zu ungerechtfertigten Festnahmen, ja sogar zur Beschießung von Kraftwagen, deren Fahrer der Forderung zum Anhalten nicht nachkamen. Laut Gerlach dementierte die Regierung dieses Gerücht erst, als sich unter den Opfern des staatsbürgerlichen Übereifers durchs Land reisende Offiziere und Aristokraten befanden.<sup>1</sup>

Ein Gerücht lässt sich einfacher in Umlauf setzen als aufhalten. Die Geschichte von den französischen Automobilen war schon über die Reichsgrenzen gedrungen. Der österreichische Offizier August Krasicki, der zu seiner Einheit in Przemyśl eilte, notierte in seinem Tagebuch folgende Beobachtung:

„Auf dem Weg nach Jarosław bemerkte ich eine von Soldaten umstellte Brücke samt Chaussee. Man sagte mir, dass der Grund dafür eine abgefangene vertrauliche Nachricht sei, wonach die Franzosen große Geldmengen in Gold, etliche Millionen, nach Russland schaffen wollten. Die Autos mit diesen Millionen sollen in ganz Europa unterwegs sein, also kam der Befehl, an allen Gasthäusern die nach Osten Reisenden zu kontrollieren, um die Millionen zu sichern. Das sieht nach einem Aprilscherz aus, aber Befehl ist Befehl, also wachen sie mit aufgepflanztem Bajonett.“<sup>2</sup>

Dass es sich dabei wahrlich nicht um einen Scherz handelte, erfuhr die galizische Hausbesitzerin Helena Jabłońska, geb. Seifert am eigenen Leibe. Am 4. August fuhr sie zusammen mit ihrer Mutter nach Przemyśl. Zum ersten Mal wurde sie in Olszanica angehalten:

- 1 Dieter und Ruth Glatzer (Hrsg.): Berliner Leben 1914–1918. Eine historische Reportage aus Erinnerungen und Berichten, Berlin 1983, S. 54.
- 2 August Krasicki: Dziennik z kampanii rosyjskiej 1914–1916 [Tagebuch aus dem russischen Feldzug 1914–1916], Warszawa 1988, S. 38.

„Sie schreien den Chauffeur an, weil er angeblich über Zäune und Felder geflohen ist. Er will sich erklären, aber ihm wird das Reden untersagt und er wird mit dem Gewehr bedroht. Ich versuche es selbst. ‚Schweig, oder ich stoße zu‘ – schreit ein Soldat und hält das Bajonett zwei Zoll von meinen Rippen entfernt. Mutter weint erschreckt. [...] So stehen wir eine Stunde und zehn Minuten. [...] Es zeigt sich, dass unsere Geleitbriefe nichts wert sind angesichts des telegraphischen Befehls, alle Autos anzuhalten, denn angeblich sollen zwei Frauen viele Millionen in Gold von Frankreich nach Russland transportieren.“<sup>3</sup>

Bei einem weiteren Zwangshalt in Krościenko standen schon andere Autos, die ebenfalls verdächtigt wurden, Gold und Silber zu transportieren. Unter den Festgehaltenen waren auch Offiziere, die jedoch milder behandelt wurden als die Frauen:

„Schließlich ließen sie die Militärs gehen, uns hielten sie fest, sogar einige Bonbons wurden als Träger von Cholerabazillen [sic] verdächtigt. Schweres Silber? – fragt einer auf Französisch. Ich antworte. Sie sind fast sicher, dass ich Millionen schmuggle. Mutter hält sich kaum auf den Beinen, weint wie ein Kind, will unbedingt umkehren. Umkehren ist verboten. Es beginnt die Befragung über Bekanntschaften und die Verhältnisse in Sanok. [...] Ich berufe mich auf Dr. Jaremkiewicz. Sie lassen uns in der Nacht auf göttliche Vorsehung gehen.“<sup>4</sup>

Auf der anderen Seite der Karpaten wurde die ungarische Gendarmerie in Bereitschaft versetzt. In Trencsén geriet sogar ein Automobil in ihre Fänge, das den Aufruf von Kaiser Franz Joseph an die Polen transportierte. Nach der Kontrolle wurde der Fahrer weiter geschickt, aber er kam nicht weit. Nach einigen Kilometern hielt ihn eine Gendarmeriepatrouille an. Die Gendarmen ließen sich nicht überzeugen, dass der verdächtige Mann tatsächlich im Auftrag seiner Majestät unterwegs sei. Der freiwillige Autofahrer saß schon unter strenger Bewachung auf dem Zugbahnhof, von wo aus er zum nächstliegenden Gericht gebracht werden sollte, als – zum Glück – ein Militärtransport eintraf. Darunter waren einige Offiziere, die in dem angeblichen Spion und Goldschmuggler ihren Kameraden aus der Reserve erkannten.<sup>5</sup>

In der Steiermark wurde versehentlich eine Rotkreuzschwester erschossen, deren Auto etwas zu langsam gebremst hatte. „Dem Knecht ist Gewalt gegeben. Das wird seine Natur nicht vertragen“, kommentierte angstvoll Karl Kraus.<sup>6</sup> Schließlich dementierten auch die österreichisch-ungarischen Behörden die Gerüchte über den geheimnisvollen Transport. Kurz darauf interessierte sich niemand mehr für das französische Gold. Im Zuge des Beginns der eigentlichen Kampfhandlungen verlagerten sich auch die Brennpunkte der Spionage- und Massenhysterie.

3 Helena z Seifertów Jabłońska: Dziennik z oblężonego Przemyśla 1914–1915 [Tagebuch aus dem belagerten Przemyśl 1914–1915], hrsg. von Hanna Imbs, Przemyśl 1994, S. 36.

4 Ebenda.

5 Max Ronge: Kriegs- und Industrie-Spionage. Zwölf Jahre Kundschaftsdienst, Zürich 1930, S. 70.

6 Karl Kraus: Die letzten Tage der Menschheit. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog, Berlin 1978, S. 64.

Die Karriere des Gerüchts um die französischen Goldautos illustriert hervorragend die ungewöhnliche Ansteckungskraft und Verbreitungsgeschwindigkeit von Gerüchten. Die aus den Fingern gesogene Meldung brauchte nicht Tage, sondern nur einige Stunden, um von der französisch-deutschen Grenze nach Ostgalizien und Oberungarn zu gelangen und überall Verwirrung und Angst zu verbreiten. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Mal in diesem Krieg überstiegen Tempo und Reichweite des Informationsflusses die Vorstellungskraft der Machthaber. Aufmerksamkeit verdient jedoch vor allem der Nachrichtenhunger, der – wie die Geschichte mit den Automobilen zeigt – nicht nur einmal mit Gerüchten befriedigt wurde. Die Vorstellungskraft spielte in diesem Prozess eine Schlüsselrolle.

Das Verhältnis der Medien zum Krieg stützt sich bekanntermaßen auf einfache Prinzipien. Erstes Opfer ist die Wahrheit, erster Gewinner ist die Auflage. So war es auch im genannten Fall. Die Metamorphose der europäischen Presse im Sommer 1914 war umso deutlicher sichtbar, als sie fast von einem Tag auf den anderen erfolgte. Der Krieg, den schließlich viele erwartet hatten, überraschte die Redaktionen, die sich auf andere Probleme als die diplomatische Krise konzentriert hatten. So zeigten etwa die Nachrichten über das Attentat von Sarajevo keine größere Wirkung in Russland. Die Presse interessierte sich im Sommer 1914 eher für die Streikwelle im Zarenreich. Umso gewaltiger erwies sich dann der Umschlag im August. Mit Beginn der Kriegshandlungen veränderten sich die Zeitungen so, dass sie kaum wiederzuerkennen waren. Vor allem nahm die Zahl der Titel zu. In sehr kurzer Zeit wurden die Ausgaben erweitert, spezielle Beilagen gedruckt, Abend- und sogar Nachmittagsausgaben erschienen. Trotz der Zensureingriffe, der Streichung von Artikeln, manchmal sogar ganzer Nummern von Zeitschriften, war dies ein goldenes Zeitalter für die Presse.<sup>7</sup> So wurde gerade während des Krieges der Verkauf von Büchern und Broschüren durch die Pressekonzerne und nicht durch die traditionellen Verlage in großem Stil entwickelt. Der Bedarf an Informationen war so groß, dass sich eine völlig neue Art des Betrugs entwickelte – findige Zeitungsjungen verkauften ihren Kunden alte Zeitungen als neue.

Zieht man diese ungewöhnliche Dynamik der Medien in Betracht, stellt die Lektüre der Presse in den ersten Kriegswochen eine gewisse Enttäuschung dar. Die ins Auge fallenden Ähnlichkeiten sind so groß, dass man vermuten könnte, die Redaktionen der verfeindeten Staaten hätten dasselbe Schema benutzt. Die Durchtrennung des Ozeankabels schnitt die Presse der Mittelmächte von den internationalen Telegraphenagenturen ab. Die Neuigkeiten aus der Welt musste man daher unter Berufung auf die Presse der neutralen Staaten verbreiten. Zum Glück waren die Leser ohnehin vor allem an den Ereignissen an der Front und im eigenen Land interessiert. Die Tageszeitungen wurden zunächst mit Darstellungen von patriotischen Manifestationen gefüllt, der Verabschiedung von an die Front aufbrechenden Einheiten und Meldungen über Kämpfe und Truppenbewegungen. Später kamen Listen internierter Landsleute hinzu sowie Informationen für Familien, die durch die Frontlinie getrennt worden waren. Für die im Hinterland Verbliebenen hatten die Verlustlisten besondere Bedeutung, die von der Lokalpresse verbreitet wurden. Der kaschubische Arzt

7 Vgl. Mary Hammond, Shafquat Towheed: Introduction, in: Dies. (Hrsg.): *Publishing in the First World War. Essays in Book History*, London 2007, S. 2; Jane Potter: *For Country, Conscience and Commerce. Publishers and Publishing 1914–1918*, in: Hammond, Towheed (Hrsg.), *Publishing*, S. 12.

und Literat Aleksander Majkowski erinnert sich an die täglich vor dem Redaktionsbüro der „Culmer Zeitung“ versammelten Reservisten, denn hier konnte man diese Listen schon vor der Veröffentlichung lesen.<sup>8</sup> Ähnliche Szenen dürften sich in Hunderten anderen Städten und Städtchen abgespielt haben.

Den Bedürfnissen des Augenblicks passten sich auch die Anzeigen- und Werbeabteilungen an. Die Leser wurden zum Kauf von Dingen animiert, die den Verwandten an der Front nützlich sein konnten: Zigaretten, Zeitungsabonnements, Bücher im „Schützengrabenformat“, Medikamente. Einige österreichisch-ungarische Firmen boten Lebensversicherungen an, die auch den Tod an der Front einschlossen.

Die Mischung aus trockenen und sachlichen Verlautbarungen mit hurrapatriotischen Deklarationen stillte jedoch nicht den Appetit des lesenden Publikums. Die Menschen wollten wissen, was sich tatsächlich ereignete. Nachrichten wurden enigmatisch formuliert, damit keinerlei Militärgeheimnisse verraten wurden. Der Zugang zur westeuropäischen Presse war im Prinzip ausgeschlossen. Für die Bewohner Russlands war dieser Zugang zwar möglich, aber die durch Vermittlung russischer Zeitungen dorthin gelangenden Informationen waren eklektisch, zensiert und vor allem verspätet. Einige verlegten sich also auf die Kunst des Lesens zwischen den Zeilen. Der Pfarrer Józef Rokoszny aus Sandomierz notierte am Vorabend der Einnahme Warschaws durch die Deutschen: „In Warschau muss Panik herrschen, denn alle Zeitungen rufen zur Ruhe auf.“<sup>9</sup> Kein schlechter Experte war auf diesem Gebiet auch Aleksander Majkowski. In den Tagen des Zusammenbruchs der ersten österreichisch-ungarischen Offensive in Serbien kommentierte er: „Vom serbisch-österreichischen Kriegstheater gibt es nicht die kleinste Nachricht. Ich schließe daraus, dass es bei den deutschen Verbündeten nicht besonders gut läuft.“<sup>10</sup> Während einer weiteren Offensive des Feldmarschalls Potiorek in Serbien, gleichzeitig mit der missglückten Einnahme Przemysls, notierte er:

„Allgemein fällt auf, dass bei der Beflagung der Städte und der enormen Freude der Zeitungen über den Sieg nichts Konkretes über die Eroberungen vermeldet wird. Früher wären Zahlen und Angaben über Kriegsgefangene, erbeutetes Material und wohin der Feind sich zurückgezogen hat, aufgelistet worden. Die ganze Freude der Zeitungen macht einen künstlichen Eindruck. Vielleicht ist sie nur Ablenkung für eine Niederlage an anderer Stelle. Vielleicht geht es um Przemysl?“<sup>11</sup>

Das Lesen zwischen den Zeilen, wenngleich intellektuell stimulierend, war auf die Dauer ermüdend. Bei den Lesern deutscher Zeitungen erzeugten zudem die monotonen Informationen über das Frontgeschehen, die sich auf die immer gleichen spärlichen Verlautbarungen stützten und fast gleichlautend in verschiedenen Blättern abgedruckt wurden, Unwillen. Kurt Koszyk sieht hierin einen der Gründe für den schrittweisen, wenn auch nicht dramatischen

8 Aleksander Majkowski: *Pamiętnik z wojny europejskiej roku 1914* [Tagebuch aus dem europäischen Krieg des Jahres 1914], hrsg. von Tadeusz Linkner, Wejherowo u.a. 2000, S. 23.

9 Józef Rokoszny: *Diariusz Wielkiej Wojny* [Tagebuch des Großen Krieges], hrsg. von Wiesław Caban, Marek Przeniosło, Kielce 1998, Bd. 2, S. 26.

10 Majkowski, *Pamiętnik* (wie Anm. 8), S. 67.

11 Ebenda, S. 157.

Rückgang der Einnahmen eines Teils der Zeitungen im Krieg.<sup>12</sup> Gesucht werden mussten also alternative Informationsquellen. In Frontnähe waren dies zumeist die Zeitungen des Gegners. In den Erinnerungen von Bewohnern des so genannten Russisch-Polens fehlt es nicht an Hinweisen über die Lektüre von Kriegsmeldungen aus der galizischen „Nowa Reforma [Neue Reform]“, der Wiener „Neuen Freien Presse“ oder sogar der deutschen „Kattowitzer Zeitung“. Die Galizier wiederum griffen mit Interesse zu Zeitungen, die im von den Russen okkupierten Lemberg herausgegeben wurden: „Słowo Polskie [Polnisches Wort]“, „Wiek Nowy [Neues Jahrhundert]“, „Gazeta Wieczorna [Abendzeitung]“ oder „Gazeta Narodowa [Nationalzeitung]“. Als das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn im Königreich Polen ihre Besatzungszonen aufteilten, wurde es zur Norm für eifrige Leser, zu Titeln aus dem anderen Teilungsgebiet zu greifen. Im österreichisch-ungarischen Gebiet erfreute sich die „Dziennik Poznański [Posener Tageszeitung]“ großer Beliebtheit. Den Bürgern der Mittelmächte war zwar der Zugang zur britischen und französischen Presse verwehrt, aber es bestand die Möglichkeit, Zeitschriften aus den neutralen Staaten zu abonnieren. So machte in Deutschland und Österreich die schweizerische „Neue Zürcher Zeitung“ Karriere, die auch von Polen deutscher Staatsangehörigkeit gekauft wurde.

Die Regierungsbehörden befürchteten einen nicht gewollten Zustrom von Zeitungen, besonders in die Gebiete, die sie für unsicher hielten, wie das Königreich Polen oder Ostgalizien. Daher war die Pressekontrolle in diesen Gebieten auch besonders streng, obwohl die Militärzensur überall mit Verkündigung des Kriegszustandes eingeführt worden war. Sowohl im Land selbst als auch in den während der Kriegshandlungen besetzten Gebieten konzentrierte sich diese Zensur auf den Schutz militärischer Geheimnisse sowie vorbeugende Maßnahmen gegen „Defätismus“ unter der Zivilbevölkerung. In der Praxis hing dabei sehr viel von der Person des Zensors und den lokalen Gegebenheiten ab. In Deutschland beteiligte sich die Presse in der Regel gerne an der Aufrechterhaltung des Kriegsenthusiasmus, so dass es keinen Bedarf an übermäßiger Disziplinierung der Journalisten gab. Selbst wenn es zu Interventionen kam, bemühte man sich, dass dies unerkannt blieb. Weiße Flecken, wie sie häufig in österreichischen Zeitungen vorkamen, waren in Deutschland deutlich seltener. Die Unterschiede in der Politik der beiden Verbündeten wurden besonders deutlich in einem für die österreichisch-ungarische Monarchie kritischen Moment. Als im Zuge der Brusilov-Offensive der völlige Zerfall der Armee drohte, blockierten die österreichisch-ungarischen Okkupationsbehörden im so genannten Russisch-Polen den Vertrieb von Zeitungen aus dem Deutschen Kaiserreich, denn die deutschen Journalisten informierten deutlich schneller, ausführlicher und objektiver über die Misserfolge der Habsburgermonarchie als über die Niederlagen der eigenen Armee.

In der schwierigsten Situation befand sich die Presse in den okkupierten Gebieten. Hier hatten die Zensoren entschieden weniger Humor als in den Metropolen. Während die Sati-rezeitschriften in großen Städten wie Berlin, Wien, Prag, Budapest, Moskau und Petersburg nicht selten als Sicherheitsventil behandelt wurden und in ihnen z.B. Kritik an der Versorgung, den inneren Verhältnissen oder auch an mit dem Krieg verbundenen pathologischen Erscheinungen zugelassen war, wurden ihrem Äquivalent in Warschau ähnliche Freiheiten nicht eingeräumt. Dies lässt sich am Beispiel des Schicksals dreier Zeitungswitze zeigen, die von den Redaktionen 1916 verbreitet wurden. Mehr oder weniger gleichzeitig machten

12 Kurt Koszyk: Deutsche Pressepolitik im Ersten Weltkrieg, Düsseldorf 1968, S. 250-253.

sich die tschechischen „Humoristické Listy [Humorblätter]“, der russische „Novyj Satirikon [Neuer Satirikon]“ und die polnische „Mucha [Die Fliege]“ über die Probleme der Kriegswirtschaft lustig. In der russischen Zeitschrift ließ die Zensur die Anekdote über eine Frau in fortgeschrittener Schwangerschaft zu, die – gefragt, ob sie nicht die Reaktion ihres Gatten nach seiner Rückkehr fürchte – antwortete: „Er wird das nie erfahren, denn wenn er zurückkommt, wird schon alles vorbei sein. Ich habe ihn Zucker holen geschickt.“<sup>13</sup> Die Prager „Humoristické Listy“ antworteten auf die Frage, warum Schuhe so teuer seien: „Na Papier ist wieder im Preis gestiegen.“<sup>14</sup> Die Warschauer „Mucha“ wurde dagegen, wie erzählt wurde, zeitweise geschlossen, weil sie einen Witz über das Sammeln von Metallgegenständen gemacht hatte. Nach einer Verordnung des Generalgouverneurs sollten die Warschauer bei den Behörden Knäufe, Ketten, Schilder, Treppengeländer, Haken, Rohre, Rinnen und Klinken unter Androhung hoher Strafen abliefern. „Mucha“ erlaubte sich den Witz: „Was macht jemand, der zur Tür hinaus geht? Er nimmt die Klinke mit!“<sup>15</sup>

Die Politik der Deutschen in Warschau war noch nicht das Schlimmste, was Journalisten passieren konnte, denn manchmal war ein Machtwechsel gleichbedeutend mit dem zeitweiligen Zusammenbruch des Pressemarktes. Dann erschienen über kürzere oder längere Zeit ausschließlich Titel, die für das deutsche Militär bestimmt waren. So geschah es z.B. in Kowno (Kaunas):

„Kownoer Zeitung! Kownoer Zeitung! Von haite! Allabendlich, kurz nach 4 Uhr, hallt es wie der Pulsschlag der Zeit so durch die Straßen von Kowno. Aus den kräftigen Kehlen der kleinen Zeitungsverkäufer und -verkäuferinnen. Kläglich wie Eselgeschrei hört es sich an, wenn sie ihre papierne Ware ausrufen. Unermüdlich wiederholen sie ihren Lockschrei, bis sie der Abend und die strenge Polizei von der Straße treiben. [...] Das kleine Mädchen, das die Zeitung nicht lesen und verstehen kann, starrt den Käufer, der gierig die Buchstaben verschlingt, befremdet an. Sie hat nur ein einziges Interesse an dem Handel mit den Weltbegebenheiten. ‚Fünf Pfennig!‘ murmelt sie zwischen ihren aufgeworfenen Lippen und wischt mit der leeren linken Hand ungeduldig unter ihren breiten Naslöchern her.“<sup>16</sup>

Die russische Besetzung von Ostgalizien hatte, auch wenn sie kurz war, noch destruktiveren Einfluss auf die ukrainische Presse. Die wichtigste ukrainischsprachige Lemberger Tageszeitung „Dilo“ wurde sofort nach Besetzung der Stadt geschlossen. Die Herausgabe irgendeiner anderen ukrainischsprachigen Zeitung kam nicht in Frage, denn entsprechend der offiziellen russischen Doktrin hatte diese Sprache keinerlei Existenzberechtigung. Die „Kleinrussen“ wurden als russischer „Stamm“ behandelt und sollten die russischsprachige Presse lesen. Auf längere Sicht erlitt diese russische Nationalitätenpolitik jedoch eine Niederlage in der Auseinandersetzung mit der ukrainischen Kultur Ostgaliziens. Wie man

13 Zit. nach Lesley Milne: *Novyi Satirikon, 1914–1918: The Patriotic Laughter of the Russian Liberal Intelligentsia during the First World War and the Revolution*, in: *The Slavonic and East European Review* 84 (2006), H. 4, S. 639-665, hier S. 648.

14 *Humoristické Listy* 59 (1916), H. 2, S. 19.

15 Rokoszny, *Diariusz* (wie Anm. 9), Bd. 2, S. 219.

16 Hermann Struck, Herbert Eulenberg: *Litauisches Zeitungsmädchen*, in: *Dies.: Skizzen aus Litauen, Weissrussland und Kurland*, Berlin 1916, unpag.

der Erinnerungsliteratur entnehmen kann, war gerade der Aufenthalt im besetzten Lemberg für viele Militärs aus dem russischen Teil der Ukraine ein entscheidender Moment in ihrer Identitätsfindung. Beim Zusammentreffen mit der Literatur und dem entwickelten, wenn auch jetzt stark eingeschränkten, ukrainischen Kulturleben in Ostgalizien entdeckten sie ihre ukrainische Prägung neu. Gleichwohl wurden ukrainische Redaktionen, Buchhandlungen, Bibliotheken, Vereine und Schulen geschlossen.

Etwas anders gestaltete sich die russische Politik gegenüber der polnischen Presse in Lemberg. Ihre Herausgabe wurde gestattet, sie unterlag jedoch einer strengen, wenn auch wenig konsequenten Zensur, da die Zensoren alle paar Wochen wechselten. Es war jedoch nicht die Zensur, die das größte Problem für Berufsjournalisten darstellte. Józef Białynia Chołodecki war Zeuge des Beginns eines neuen Kapitels in der Geschichte der Lemberger Zeitungen:

„Die erwähnten polnischen Tageszeitungen waren gezwungen, ihren Umfang sofort zu reduzieren, nicht nur wegen der Schwierigkeiten und Kosten für die Verlage, sondern auch wegen mangelnder Informationen und aktueller Themen. Quelle aller Neuigkeiten war der Magistrat, waren die Ereignisse des Alltags in der Stadt und die unter dem Donner der Kanonen frisch eingetroffenen neuen Herren. Wollte man den Lesern wenigstens bescheidene Informationen über den Kriegsverlauf zukommen lassen, mussten die Tageszeitungen verschiedene Arten der Informationsbeschaffung anwenden, wie etwa Privatinformationen von russischen Offizieren und Interviews mit ausgesuchten Persönlichkeiten. Informationen flossen an die Lemberger Zeitschriften hinsichtlich der auswärtigen Ereignisse über russische Presseorgane, die den Zeitungsmitarbeitern von höheren russischen Offizieren gezeigt wurden oder die sie von diesen als Geschenk erhielten bzw. von deren Ordonanzen – von letzteren allerdings nicht umsonst. Auch wurden vom Hotelpersonal alle Arten von Drucken gekauft, die von einzelnen Offizieren weggeworfen worden waren. Manchmal gelang es auch, während der Wartezeiten im Zensurbüro die Nachrichten aus russischen Zeitungen durchzusehen oder Abschriften anzufertigen. Ab Anfang Oktober begann man mit dem Verkauf der Tageszeitungen aus Russland. Ein cleverer Jude verschickte sie über Mittelsmänner gegen reichlich Entgelt. Es erschienen wohl auch Wiener Zeitschriften, für deren Lektüre der Besitzer ein oder zwei Kronen forderte [...].“<sup>17</sup>

Informationen sind nicht nur Interventionsfeld der Machthaber, sondern auch ein Geschäft, wie man am zitierten Beispiel aus den Erinnerungen Chołodeckis gut erkennen kann. Nach frischen Nachrichten lechzten sowohl Leser als auch Journalisten.

Die Presse hatte jedoch kein Monopol auf Informationen über die Frontereignisse. Frische, genaue und nicht von der Zensur verfälschte Nachrichten wurden auch auf eigene Faust gesucht. In Ortschaften, die unweit der Schlachtfelder lagen, ließ sich ein neues Phänomen beobachten: Kriegstouristik. Im Herbst 1914 wurden die deutschen Truppen vor Warschau zurückgeschlagen. Zu Gefechten mit den Russen kam es u.a. in der Gegend von Brwinów,

17 Józef Białynia Chołodecki: *Lwów w czasie okupacji rosyjskiej (3 września 1914–22 czerwca 1915). Z własnych przeżyć i spostrzeżeń [Lemberg während der russischen Okkupation (3. September 1914–22. Juni 1915). Aus eigenem Erleben und Beobachtungen]*, Lwów 1930, S. 89 f.

wohin man von Warschau aus mit der Schmalspurbahn fahren konnte. Dies nutzten Andenkensjäger, die dort Geschosshülsen, Knöpfe, Bajonette oder Pickelhauben sammelten. Aber auch Plünderer waren unterwegs, die tote Soldaten beraubten. Nebeneffekt dieser Aktivitäten war auch ein veränderter Blick auf den Krieg. Der bekannte Warschauer Literaturkritiker Cezary Jellenta, der ebenfalls einen Ausflug nach Brwinów unternahm, zeigte sich überrascht von der „Leere“ des Schlachtfeldes, war doch in den Beschreibungen der Presse von der „Heftigkeit“ der Kämpfe die Rede gewesen. Die Lektüre der bombastischen Frontberichte in der russischen Presse vertrug sich nicht mit dem, was er mit eigenen Augen sah.<sup>18</sup>

Die Neugierde trieb auch Tausende von Schaulustigen an, welche das Kriegsgeschehen aus der Nähe betrachten wollten. Es halfen keine gewöhnlichen Warnungen: Erst ein solider Artilleriebeschuss brachte die Zuschauer dazu, sich an sichere Orte zurückzuziehen. In Gorlice in den Tagen der Maioffensive von General Mackensen fehlten Schaulustige. Dies galt jedoch nicht in den aus der Luft bombardierten Städten wie z.B. in Warschau im Frühling 1915: „Auf der Terrasse des im achten Stock des Hauses am Mokotowski-Kreisverkehr [heute Platz der Lubliner Union] untergebrachten Café Niespodzianka [Überraschung] war es immer voll. Abends sah man sich das Mündungsfeuer der Geschützabschüsse an, tagsüber konnte den Piloten der relativ niedrig fliegenden Flugzeuge fast Kaffee gereicht werden.“<sup>19</sup> Die Luftangriffe waren allerdings auch nicht so zerstörerisch wie über dreißig Jahre später. Im Laufe eines Sommertages 1915 fielen auf Warschau nur einige Bomben. Alle wussten, dass stark frequentierte Orte potentielle Ziele waren, wie das Café „Cristal“ an der Ecke Jerusalemer Allee und Brackastraße, neben dem es im Januar 1915 zu einer Detonation kam. Todesopfer bei solchen Bombardierungen waren eben meistens Schaulustige, die das anfliegende Flugzeug beobachteten. Die schnelle russische Evakuierung und der anschließende Einmarsch der Deutschen in die Stadt im August desselben Jahres riefen ebenfalls enorme Neugier hervor. Stanisław Dzierzbicki notierte: „Auf den Straßen Warschaus gibt es ca. 150 verletzte Personen und einige Tote durch verirrte Kugeln. Dies hält das neugierige und sensationslüsterne Warschauer Publikum jedoch nicht auf.“<sup>20</sup>

Weder der Kriegstourismus noch die Horden von Schaulustigen stellten jedoch eine ernsthafte Konkurrenz für die sich dynamisch entwickelnde Presse dar. Anders war es mit Gerüchten und Anekdoten, die auch dorthin gelangten, wo der Zeitungsvertrieb versagte. An dieser Kommunikationsgemeinschaft beteiligten sich eigentlich alle, sowohl Zivilisten als auch Militärs und sogar die Behörden der kämpfenden Staaten. Wie üblich bezogen sich die Gerüchte auf gewisse Fakten, verdrehten diese jedoch oder blähten sie auf und gaben ihnen so einen völlig neuen Sinn. Auf nicht verifizierte Gerüchte stützten sich etwa die Vorwürfe des Verrats durch tschechische Einheiten oder der Spionage durch ukrainische Bauern mittels Telefonverbindungen, je nach Bedarf für die Russen oder die Österreicher. Die Durchschlagskraft solcher Informationen war manchmal groß. Die Nachricht vom Übertritt einer tschechischen Einheit in geschlossener Formation und unter Begleitung von Marschmu-

18 Cezary Jellenta: *Wielki zmierzch. Pamiętnik* [Der große Niedergang. Tagebuch], Warszawa 1985, S. 87-97.

19 Zit. nach: Andrzej Rosner (Hrsg.): *Teraz będzie Polska. Wybór z pamiętników z okresu I wojny światowej* [Jetzt kommt Polen. Auswahl aus Tagebüchern des Ersten Weltkriegs], Warszawa 1988, S. 184-191, hier S. 190.

20 Stanisław Dzierzbicki: *Pamiętnik z lat wojny 1915–1918* [Tagebuch aus den Kriegsjahren 1915–1918], hrsg. von Janusz Pajewski und Danuta Pływawko, Warszawa 1983, S. 63.



sik gaben „Augenzeugen“ weiter und in kurzer Zeit durchlief dieses Gerücht die gesamte k.u.k.-Monarchie. Es erwies sich auch als beständig: Bis vor kurzem verbreiteten es auch Historiker.<sup>21</sup> Der Umstand, dass sich nichts Derartiges ereignet hatte, war ohne größere Bedeutung. Ähnlich üppig verbreiteten sich die fantastischen Erzählungen über von allen Kriegsparteien begangene Grausamkeiten. Interessant dabei ist, dass man in Russland etwa keineswegs von den Tragödien der eigenen Landleute betroffen war, sondern von Geschichten über belgische Kinder, denen die Preußen die Händchen abgeschnitten hatten. Im belagerten Przemyśl notierte die sonst mit beiden Beinen auf der Erde stehende Helena Jabłońska mit Grauen: „Es hat sich also das Gerücht erhärtet, dass bei einem gefangenen Russen zehn Paar Augen in der Tasche gefunden worden sind.“<sup>22</sup>

Der Topos vom Verrat in den eigenen Reihen und Grausamkeiten des Feindes betraf sowohl den offiziellen wie den inoffiziellen Informationskreislauf. Die Menschen wiederholten und verbreiteten die Propagandameldungen der Krieg führenden Staaten. Die Behörden sahen dies mit Befriedigung, denn die allgemeine Überzeugung, dass der Gegner Gefangene ermordete und quälte, verringerte die Neigung, die Waffen niederzulegen. Die geschickt befeuerte Angst schweißte Armee und Zivilbevölkerung zusammen. Dies war besonders in Frontnähe von großer Bedeutung. Eine belagerte Festung wie Przemyśl war ein ideales Labor für das Funktionieren von Gerüchten und Legenden. Auch die russischen Beamten erwiesen sich als sehr geschickt, flüsterten sie doch den Bauern in den Gouvernements Radom und Kielce ein, dass das Ziel der anrückenden Österreicher die Wiedereinführung der Leibeigenschaft und weitere polnische Aufstände seien.

Gerüchte waren jedoch eine zweischneidige Waffe. „Defätismus“ und „Verbreitung ungeprüfter Nachrichten“, für die nicht nur ein Zivilist am Galgen landete, waren schließlich nichts anderes als die Verbreitung von Gerüchten, die nicht von den Behörden abgesegnet worden waren. In diesem Falle waren Repressionen wenig Erfolg versprechend. Mit Vorliebe wurden fantastische Nachrichten über die Stärke des Feindes, über dessen ungewöhnliche moderne Kriegstechnik verbreitet, während die eigenen Verluste und Zerstörungen aufgebläht wurden. Es kursierten unglaubliche Geschichten über tatsächliche und imaginierte „exotische“ Armeen: Scharen asiatischer Nomaden in der russischen Kavallerie, türkische Divisionen (in der Regel wurden Bosniaken aus der österreichisch-ungarischen Armee verdächtigt, Türken zu sein), Kolonialabteilungen, die angeblich Russland von Frankreich und Großbritannien als Unterstützung gesandt worden waren, schließlich Japaner, die in Kürze aus Waggons der transsibirischen Eisenbahn steigen sollten, um auf Wien, Budapest und Berlin vorzurücken.

Je länger der Krieg dauerte, desto häufiger wurde angenommen, dass der Gegner besser ausgerüstet, angezogen und gepflegt war. In derartigen Geschichten spiegelten sich auch Augenblicksstimmungen wider. In der zweiten Augustwoche bewunderte August Krasicki eine österreichisch-ungarische Einheit, die in Richtung Przemyśl marschierte:

21 Zur Legende der tschechischen Desertion in der Zwischenkriegszeit vgl. Josef Fučík: *Osmadvacátníci. Spor o českého vojáka Velké války 1914–1918*, Praha 2006; zuletzt zum Thema tatsächliche Einstellung der tschechischen Soldaten an der Front: Richard Lein: *Pflichterfüllung oder Hochverrat? Die tschechischen Soldaten Österreich-Ungarns im Ersten Weltkrieg*, Wien 2011.

22 Jabłońska, *Dziennik* (wie Anm. 3), S. 44.

„[...] sie sehen aus wie Gardesoldaten [...]. Völlig neue Uniformen aus den Magazinen, grau, wie die der Landwehr, mit grünen Aufschlägen. Ausgezeichnete neue Schuhe, vollständige und neue Wäsche, mit einem Wort: tadellos. Wenn in Österreich alles so gut auf den Krieg vorbereitet ist, dann können wir dessen Ausgang ruhig entgegensehen.“<sup>23</sup>

Lediglich einen Monat später machte Helena Jabłońska diametral unterschiedliche Beobachtungen, als sie sich als Hilfskrankenschwester im Lazarett von Przemyśl betätigte. Ihre Bewunderung weckte wiederum das Aussehen und die Kleidung der verwundeten russischen Gefangenen:

„[...] ich kann mich nicht genug wundern und trauern, dass die Unseren nicht so sind. Die alle sind besser adjustiert, irgendwie reicher als unsere, das Hemd kräftiger, sauberer, wärmer, alles weicher, weniger belastend. Die Kleidung kräftig genäht, unsere ist schwer, rau, scheuert die Haut, durchnässt und geht auseinander. Verpflegung hat jeder ausreichend dabei, Wodka in der Feldflasche. Rüstig sind sie, rotwangig, gut gewachsen, die Kleidung auf den ersten Blick besser als die der einfachen Dienstgrade bei uns.“<sup>24</sup>

Reichte ein Monat, in dem die eine wie die andere Armee in Bewegung war, aus, um die russische Überlegenheit unter Beweis zu stellen – vom Wuchs über die Haut bis hin zum Schuhwerk? Ein derartiger Eindruck der Beobachter stellte wohl eher ein Ergebnis der ersten Niederlagen dar, des Eingesperrtseins in den Mauern der belagerten Stadt und der ersten Versorgungsschwierigkeiten. Er ist aber auch Anzeichen für eine banale psychologische Prädisposition, die einen stets vermuten lässt, dass „die Anderen es gewiss besser haben“. Dieser Mechanismus betraf in gleichem Maße Zivilisten wie Militärs. Ein ungarischer Offizier war überzeugt von der Überlegenheit der Russen: Angeblich hatten sie wärmere Mäntel, die Uniform der Offiziere war aus der Ferne nicht von den typischen Mänteln der Mannschaftsdienstgrade zu unterscheiden, zudem gingen die russischen Offiziere beim Angriff hinter und nicht vor den Soldaten.<sup>25</sup>

Längerfristig waren aus Sicht der Armee und des Staates diejenigen Gerüchte besonders schädlich, die auf die ökonomischen Entscheidungen der Zivilbevölkerung Einfluss hatten. Für die Kriegswirtschaft konnten sogar kleine Probleme fatale Auswirkungen haben, wie zum Beispiel das in allen Krieg führenden Staaten verbreitete Problem des Verschwindens von Kleingeld. Dies resultierte aus dem für schwere Wirtschaftskrisen typischen allgemeinen Phänomen der Thesaurierung aller Erze. Der Einfluss auf das Funktionieren des Marktes war jedoch ausnehmend destruktiv – umso mehr, als einige Ladeninhaber schon in den ersten Kriegstagen die Annahme höherer Banknoten verweigerten, da sie kein Wechselgeld zur Verfügung hatten. Im Feuilleton wurde gespottet:

23 Krasicki, Dziennik (wie Anm. 2), S. 28.

24 Jabłońska, Dziennik (wie Anm. 3), S. 48 f.

25 Ferenc Pollmann: Die Ostfront des „Großen Krieges“ – aus ungarischer Perspektive, in: Bernhard Bachinger, Wolfram Dornik (Hrsg.): Jenseits des Schützengrabens. Der Erste Weltkrieg im Osten: Erfahrung – Wahrnehmung – Kontext, Innsbruck 2013, S. 87-104, hier S. 97.

„Natürlich hat das Fehlen von Kleingeld auch seine guten Seiten. Innerhalb von zwei Tagen habe ich in den Cafés Kaffee auf Kredit bekommen und Zigaretten auf Kredit gekauft, indem ich überall einen Fünfrubelschein vorzeigte. Und alle zogen es vor, mir Kredit zu gewähren und mir zu vertrauen, anstatt mir Wechselgeld herauszugeben. Das weckte in mir rosige Zukunftserwartungen. Ich verstand: Wenn es mir mit einem nicht einwechselbaren Fünfrubelschein gelang, alle Bedürfnisse zu befriedigen, dann konnte die ökonomische Krise nicht so groß sein.“<sup>26</sup>

Das Verschwinden des Hartgeldes eignete sich jedoch nicht für die Satire; die Sache war ernst. Schon am 1. August 1914 drohten die deutschen Behörden über den „Berliner Lokal-Anzeiger“: „Jedermann möge sich vor Augen halten, daß die Zurückweisung unserer Banknoten nicht nur gesetzeswidrig und unberechtigt, sondern auch schon um deswillen verwerflich ist, weil derjenige, der so handelt, dem Kredit des Deutschen Reiches, das hinter der Reichsbank steht, mißtraut und sich hierdurch eines Mangels an Patriotismus schuldig macht.“<sup>27</sup> Identische Probleme beschäftigten die Bewohner der österreichischen Städte. Sie lösten sie, indem sie Zweikronenbanknoten teilten oder viertelten. Im Herbst 1915 gab die Kaiserlich-Königliche Zentralbank nach und legalisierte diese Alltagspraxis.

Im Königreich Polen und in Serbien verschärften sich die Geldprobleme durch die eilige Evakuierung der Banken. In Warschau stellte die Staatsbank Anfang August 1914 generell die Bedienung von Privatkunden ein. Das daraus resultierende Chaos konnte erst nach zwei bis drei Wochen beherrscht werden. Zusammen mit der Rückkehr der evakuierten russischen Beamten wurden mehr Silberrubel auf den Markt geworfen, was eine Zeit lang die Stimmung beruhigte.

Längerfristig gelang es jedoch nicht, zu den Normen der Vorkriegszeit zurückzukehren. Informationen über Frontverschiebungen riefen mal um mal massive zwanghafte Einkäufe hervor. Während Unter den Linden sangeslustige nationalistische Studentengruppen marschierten, musste ein Teil der Berliner Läden geschlossen werden, denn es kam zu Panikkäufen. Die Preise schossen sprunghaft in die Höhe und Presse sowie Lokalbehörden begannen eine Kampagne gegen Hamsterkäufe und Spekulation. Die Festlegung von Maximalpreisen, die in der Tagespresse bekannt gegeben wurden, konnte jedoch auf längere Sicht die Teuerung nicht aufhalten.

In Warschau verbreitete sich wiederum Anfang August das Gerücht über den Ausfall der Wasserversorgung:

„Es gibt kein Wasser mehr! Wer dies als erster behauptet hat, bleibt unbekannt, aber schon nach zehn Minuten weiß davon die ganze Stadt. Man muss Wasservorräte anlegen! Alle stürzen an die Hähne und füllen auf, was die Wohnung hergibt: Schüsseln, Kannen, Karaffen, alte Flaschen, alte Tintenfüßer. Nach einer Stunde Auffüllen läuft der Strahl schon etwas schwächer. Und nun? Zwei Tage später muss man das vorrätige Wasser wegschütten. Aber schon gibt es eine neue Warnmeldung. Welche, ist eigentlich egal.“<sup>28</sup>

26 Tygodnik Ilustrowany, 8. August 1914.

27 Zit. nach: Glatzer (Hrsg.), Berliner Leben (wie Anm. 1), S. 42.

28 Tygodnik Ilustrowany, 8. August 1914.

Fügen wir hinzu, dass auch dieses Problem sich nicht besonders für eine Satire eignete: der Wasserdruck im Leitungsnetz fiel so stark, dass die Stadt von der Wasserzufuhr abgeschnitten wurde. Gleichzeitig kam es zu einer Störung des Telefonnetzes. Das Informationschaos überforderte Menschen und Technik, aber auch den Staat.

Im Moment des Kriegsausbruchs verfügte keiner der beteiligten Staaten über Strukturen, die einerseits das Informationsbedürfnis befriedigen konnten und andererseits gleichzeitig auf die öffentliche Meinung einwirkten. Die Zensur war ein einseitiges Werkzeug. Dies wurde besonders deutlich an der Tätigkeit des deutschen Kriegspresseamtes, das Anfang 1915 geschaffen wurde. Das Amt verband die Aufgaben der Zensur mit denen einer Informationsagentur, die den Redaktionen der deutschen Zeitungen Nachrichten übermittelte. Das Hauptaugenmerk lag jedoch auf der Verhinderung der Verbreitung unerwünschter Nachrichten. Umgekehrt flossen Neuigkeiten, welche die Leser tatsächlich interessieren konnten, nur als sehr schwaches Rinnsal. Die Strukturen für eine inhaltlich und visuell attraktive Propaganda entstanden also unter Schmerzen. Wie schwierig entsprechende Anfänge waren, lässt sich leicht an den belletristischen Beschreibungen der Schlachten aus den ersten Kriegsmonaten ablesen. Es handelt sich dabei eher um langweilige Lektüre, deren größte Schwäche im fehlenden Realismus steckt. Zu Beginn des Krieges entstand die Mehrheit derartiger Texte am Schreibtisch. Ihre Autoren verfügten häufig nicht einmal über oberflächliche Kenntnisse der Gebiete, in denen sich die Kämpfe abspielten. Einer der anerkanntesten Autoren dieser Richtung, der Schweizer Journalist Hermann Stegemann, quälte die Leser mit abgedroschenen Phrasen über „verbissene Kämpfe“ mit gewöhnlich „schweren Verlusten“. Derartige Darstellungen, die fortlaufend in der Zeitschrift „Der Bund“ publiziert wurden, bildeten in der Buchausgabe vier dicke Bände. Stegemann sympathisierte zwar mit den Mittelmächten, verfiel aber als Staatsbürger eines neutralen Landes nicht in unerträgliches patriotisches Pathos. Die Lektüre der Berichte seiner Kollegen aus Krieg führenden Staaten war deshalb noch grauenvoller. Cezary Jellenta hatte davon schon im Oktober 1914 genug: „Der Tod schindet keinen Eindruck mehr und Verwundete bewirft man nicht mehr mit Blumen. [...] Alle Tageszeitungen bringen täglich Dutzende Erzählungen von fremden Heldentaten, aber das liest niemand mehr, denn Heroismus ist schrecklich billig geworden.“<sup>29</sup>

Um die langweilige Routine zu durchbrechen, das Publikum anzulocken und für die eigene Sache zu gewinnen, mussten die Berichte über den sich fortsetzenden Krieg mit Leben erfüllt werden. Notwendig waren ein neuer Stil der Berichterstattung und neue Ausdrucksformen. Pionier auf diesem Gebiet wurde Österreich-Ungarn, wo von 1909 an die Mobilisierungsrichtlinien im Falle des Krieges die Bildung eines Kriegspressequartiers (KPQ) vorsahen, das aus Journalisten gebildet werden sollte, die von ihren Mutterredaktionen zur Arbeit beim Generalstab und den Stäben der einzelnen Armeen abgeordnet werden sollten. Natürlich mussten sich die beim KPQ akkreditierten Journalisten nicht wenig anstrengen, um überhaupt Zugang zu militärischen Informationen zu bekommen. Der Korrespondent der „Neuen Freien Presse“ und unangefochtene Star der Kriegsberichterstattung Alexander Roda Roda (eigentlich: Sándor Friedrich Rosenfeld) beklagte sich daher bei seinen Lesern:

„Während draußen die aufregendsten Dinge vorgehen, ist im Kriegspressequartier die Idylle wie am ersten Tag. Noch immer dürfen nur karge Nachrichten von uns

29 Jellenta, Wielki (wie Anm. 18), S. 105.

ausgehen, damit dem Feind so wenig wie möglich über unser Heer verraten werde. Wir möchten manches gern sagen, weil es auch die Öffentlichkeit erfreute; aber die Zensur zäunt uns scharf. Wir möchten all das, wovon uns die Herzen überquellten, in die Welt rufen und müssen schweigen.“<sup>30</sup>

Die Existenz des KPQ löste nicht das Problem, wie über weitere Niederlagen informiert werden sollte. Die Kommuniqués des Quartiers, die wohl häufig auf den Knien und nach dem abendlichen Umtrunk verfasst wurden, grenzten daher teils an Sabotage. Als sich die russische Armee Ende August 1914 mit schnellen Vorstößen der Hauptstadt der Bukowina näherte, musste die „Czernowitzer Allgemeine Zeitung“ dies ihren Lesern mit folgender amtlicher Meldung verkaufen: „Die seit 26. August tobende große Schlacht dauert fort. Die Lage unserer Truppen ist günstig, das Wetter warm und sonnig.“ Der offenbar verzweifelte Redakteur sah sich verpflichtet, den Bewohnern der Stadt, die sich überraschend an vorderster Front befanden, folgendes dazu zu erklären:

„Man rümpfe über diesen Zusatz nicht die Nase. Sonniges und warmes Wetter ist eine Waffe, eine starke Waffe, die für die die Heimat verteidigenden Truppen ebenso viel Wert besitzt, wie die reichliche Nahrung und eine gute Position. Diese haben wir, und wenn mitten in diesem furchtbaren Ringen, das alle Nerven zum Schwingen bringt, das auch die nicht in der Schlachtreihe Stehenden im Tiefsten aufwühlt, ruhelos macht und ihnen den Schlaf raubt, wenn also aus diesem Ringen heraus der ganz und gar nicht geschwächte Draht hinzugefügt, das Wetter sei warm und sonnig, so fällt auch ein Sonnenstrahl auf unser Gemüt, das so heftigen Bewegungen ausgesetzt ist und der Erfrischung bedarf.“<sup>31</sup>

Ein Teil der Berichtersteller arbeitete, wie Roda Roda, tatsächlich als Kriegsreporter und berichtete von Orten, die sie selbst gesehen hatten. Andere schrieben Berichte von mehreren Frontabschnitten gleichzeitig, saßen aber tatsächlich in der Zentrale des KPQ, die sich seit 1916 in einem bequemen kleinen Hotel im Wiener Vorort Rodaun befand. Gleichwohl gab das System doch Korrespondenten neuen Typs, die bereit waren, die Schwierigkeiten des Soldatenalltags zu teilen, eine Chance. Sogar Frauen konnten hier reüssieren, wie man am Beispiel von Alice Schalek sehen kann, die Anerkennung durch Reportagen von der italienischen Front erlangte, auch wenn sie für Karl Kraus die Verkörperung des gesamten Kriegsboßens darstellte.

Die Versuche zur Modernisierung des Journalistenhandwerks hatten nicht nur die Befriedigung des allgemeinen Informationsbedürfnisses zum Ziel, sondern auch die Verbesserung der Propaganda. Dies war auch das Ziel des KPQ, was dessen Chef 1917 in die Worte fasste: „Pressedienst ist Propagandadienst.“<sup>32</sup> Reportagen und Kriegsgeschichten wurden in

30 Alexander Roda Roda: Im k.u.k. Kriegspressequartier, in: Neue Freie Presse, 31. August 1914, S. 3, zit. nach: Jozo Džambo: Armis et litteris – Kriegsberichterstattung, Kriegspropaganda und Kriegsdokumentation in der k.u.k. Armee 1914–1918, in: Ders. (Hrsg.): Musen an die Front! Schriftsteller und Künstler im Dienst der k.u.k. Kriegspropaganda 1914–1918, Bd. 1: Beiträge, München 2003, S. 10-38, hier S. 13.

31 Czernowitzer Allgemeine Zeitung, 30. August 1914.

32 Džambo, Armis (wie Anm. 30), S. 14.

Buchform herausgegeben, zusammen mit einer enormen Zahl an Broschüren, die den unterschiedlichsten Aspekten des Krieges gewidmet waren. Allen gemeinsam war das Ziel, den Kampfgeist zu erhalten, den Durchhaltewillen und die Opferbereitschaft der Bevölkerung der Krieg führenden Staaten zu stärken. Führend auf diesem Gebiet, nicht nur auf mitteleuropäischer, sondern auch auf Weltebene, waren Deutschland und Österreich-Ungarn. Publiziert wurde dabei auch mit Blick auf das Ausland, besonders auf die neutralen Staaten. Gerade im Deutschen Kaiserreich hatte die Auslandspropaganda oberste Priorität hinsichtlich der Kontrolle durch eine staatliche Institution – der Zentralstelle für Auslandsdienst. An ausländische Leser richteten sich vor allem Beschreibungen von Bestialitäten, die von den Feinden begangen worden waren sowie Versicherungen hinsichtlich der eigenen friedlichen Absichten. Die Nachrichten an die Gesellschaften der Krieg führenden Staaten waren naturgemäß deutlich polemischer.

Vielen Propagandapublikationen waren Fotos beigegeben. Obgleich es sich dabei nicht um ein völlig neues Medium handelte, bildeten sich bestimmte Kompositionstechniken doch erst während des Krieges heraus. Die Bilder führten jedoch auch ein Eigenleben: in Tausenden Exemplaren vervielfältigt, mit oder ohne Beschriftung, oft als Postkarten. Zu den populärsten Motiven von der Ostfront gehörten Fotografien von Kriegsgefangenen und der Bevölkerung der okkupierten Länder. Gerade im Ersten Weltkrieg entstanden die typischen Darstellungen besiegtter Gegner, wie sie seitdem oftmals verwendet wurden: eine undisziplinierte, schmutzige und heruntergekommene Masse, aus welcher der Fotograf besonders fremde, abstoßende, merkwürdige, ja verkommene „Typen“ herauspickt. Aber auch exotische Typen stellten dankbare Motive dar, denn die deutschen und österreichischen Beobachter waren fasziniert von der ethnischen Vielfalt der russischen Armee. Das größte Interesse des Publikums weckte jedoch eine andere Art von Kriegsfotografie – Schlachtszenen oder Bilder der zerstörerischen Folgen der Kämpfe. In der Regel wurden Bilder von den Leichen der eigenen Soldaten nicht zur Publikation zugelassen, während Darstellungen der getöteten Feinde umso lieber gezeigt wurden. Fotografien von Kriegszerstörungen auf dem eigenen Territorium umfassten keine militärischen Anlagen, sondern ausschließlich zivile. Damit einhergehend waren die Geschädigten auch Zivilisten, unter besonderer Berücksichtigung von Frauen und Kindern.

Der Krieg hielt auch in den Lichtspieltheatern Einzug. In Ostmitteleuropa und auf dem Balkan war es jedoch schwierig, den Einfluss des Krieges auf die Filmkunst eindeutig zu bewerten. Trotz Zerstörungen, Verarmung der Bevölkerung und Verlust von Künstlern, die eingezogen wurden, entwickelte sich die Kinematografie so dynamisch wie nie zuvor. In einigen Ländern, wie z.B. Bulgarien, wurden die Kriegsrundschauen zu den ersten eigenen Filmproduktionen. Aber auch dort, wo die Filmindustrie schon vor dem Krieg recht gut entwickelt war, führte die fast völlige Abschottung von Westeuropa zur Beschleunigung der eigenen Produktion. Zu einem enormen Zuwachs kam es in den Kriegsjahren in Russland. Allerdings wurde der Zugang zu russischen Filmen 1915 unterbrochen, als der Erfolg der Offensive von Gorlice und weitere deutsch-österreichisch-ungarische Gebietsgewinne die Bewohner der westlichen Gouvernements des Zarenreiches auch von der heimischen Produktion abschnitten. In Ostmitteleuropa und auf dem Balkan begannen deutsche und österreichisch-ungarische Filme zu dominieren. Neben Spielfilmen zum Thema Krieg kam in diesem Zusammenhang ein völlig neues Sujet des Kurzdokumentarfilms zum Einsatz: die Kriegswochenschau. In den ersten Kriegsjahren beschäftigten sich damit ausschließlich

Privatfirmen und erst Ende 1916 setzte in Deutschland eine Zentralisierung der Produktion ein. Ins Kino kamen nun die ersten Folgen der „Deutschen Kriegswochenschau“, die vom Bufa, dem Bild- und Filmamt produziert worden waren, das bald darauf als UFA (Universum Film AG) bekannt werden sollte. In Österreich-Ungarn war die führende Filmproduktionsfirma Sascha-Film, die sich im Besitz des tschechischen Aristokraten Alexander Graf Kolowrat-Krakovský befand und seit 1917 der Kontrolle durch das KPQ unterlag. Der „Sascha-Kriegswochenbericht“ konkurrierte erfolgreich mit der „Deutschen Kriegswochenschau“, insbesondere in den neutralen und mit Österreich-Ungarn verbündeten Staaten wie z.B. der Türkei. Die Kriegswochenschauen erfreuten sich einiger Beliebtheit – eine Vorführpflicht musste nicht eingeführt werden, da sich die Kinobesitzer selbst darum bemühten.

Eine Zäsur in der Kriegsgeschichte des Films stellt das Jahr 1917 dar, nicht nur hinsichtlich der Organisation der Produktion, sondern auch hinsichtlich der Inhalte. Vor diesem Datum konzentrierten sich die Wochenschauen auf die Präsentation der neuesten Errungenschaften der Rüstungsindustrie. Dies hatte viel zu tun mit der Faszination, die Moderne und Fortschritt ausübten, war aber auch eine schlichte Notwendigkeit. Die Arbeit der Kameraleute unter Frontbedingungen war schon aus technischen Gründen enorm schwierig, mussten doch schweres und anspruchsvolles Gerät bewegt und Belichtungsprobleme gelöst werden. Zudem wünschte sich kein Befehlshaber die Anwesenheit von Filmleuten. Es kam vor, dass Überengagierte wegen Spionageverdacht unter Arrest gestellt wurden. Dies führte dazu, dass die Momente vor und nach der Schlacht, das Essenfassen der Soldaten und vor allem die modernen Waffen gefilmt wurden, die den Sieg garantieren sollten. Nach einer gewissen Zeit kam es jedoch zu Veränderungen bei der Wochenschau, wobei die kritisch-ironischen Reaktionen der Zuschauer in Uniform nicht ohne Bedeutung waren. Aus Erfahrung wussten sie bereits, dass ihre Ausrüstung nicht so hervorragend und der Feind nicht so schwach war, wie man dies zu Beginn des Krieges vermutet hatte. Auch die militärische Führung verlangte nach Änderungen. Anstelle der Faszination durch Technik lag ihr an der Betonung der Opferbereitschaft und des Heldentums der Soldaten sowie der Kompetenz der Führung. Als letzter großer Star der österreichisch-ungarischen Kriegswochenberichte erwies sich der junge, fotogene Kaiser Karl, der seit dem Tod seines Vorgängers im November 1916 kaum noch die Leinwände in den Kinos der gesamten k.u.k.-Monarchie verließ.

Wort und Bild wurden 1914 zu Instrumenten der staatlichen Propaganda. Ostmitteleuropa war zwar kein Zentrum der Produktion, nahm aber sowohl als Thema als auch als Empfangsgebiet für die Informationen eine wichtige Position ein. Gleichzeitig spielten gerade hier, im unmittelbaren Hinterland der Front, die außerhalb der Zensur entstandenen Nachrichten eine wichtige Rolle: Gerüchte und Legenden. Ziel der Regierungen war die Kontrolle über den Informationsfluss sowie die gesellschaftliche Mobilisierung. Mobilisiert wurde zu fast allem: zur Verfolgung von Spionen, Spenden für im Winter frierende Soldaten, Sammlung von Sekundärrohstoffen, Kauf von Kriegsobligationen, Pflege von Verwundeten, Beiträge für das Rote Kreuz und den Roten Halbmond, zur Festigung der öffentlichen und individuellen Moral sowie natürlich zuvorderst zum Eintritt in die Reihen der Armee. In zahlreichen Städten liefen dazu Kampagnen auf Hochtouren, an denen sich Leser, Schaulustige, Kriegstouristen und Kinofans beteiligten. Spätere Historiker neigten aufgrund ihrer Erfahrungen mit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts und deren massiver, überallhin vordringender Propaganda dazu, dieses Spiel falsch zu deuten. Sie verwechselten die Aktion mit der Reaktion. Tatsächlich ist während des Ersten Weltkrieges niemand vor dem

Übermaß an aufdringlichen Informationen in die Knie gegangen. Der Staat musste sich keineswegs aufdrängen mit seiner Version des Kriegsverlaufs. Die Menschen verlangten nach Neuigkeiten und waren bereit, sie in jeglicher Form aufzunehmen, auch in der durch staatliche Propagandisten aufbereiteten. Die zivilen und mehr noch die militärischen Behörden stellten sich erst mit einiger Verspätung auf die neue Situation ein. Die Nachfrage nach Informationen stand an erster Stelle und diese Nachfrage erzwang die Entstehung einer modernen staatlichen Informationspolitik.

Aus dem Polnischen übersetzt von Matthias Barelkowski, Berlin

### *Summary*

In the summer of 1914 none of the war parties had an intelligence service at their disposal. The information policy of the Chiefs of Staff was chaotic, war censorship generally inconsistent. These weaknesses become even more apparent when society's increased thirst for news and information in general is also taken into account. In Eastern Europe in particular, the front line shifted frequently, further hindering the circulation of the press, and at the same time causing waves of panic and an excessive fear of spies and saboteurs.

The curiosity of the civilians exceeded their fear of the war. In the first few months of the war, enemy planes and bombed sites were popular war tourism attractions. The limited access to official news paved the way for stories and rumours which had little to do with reality and which came to enjoy cross-border popularity in the course of the summer and autumn of 1914. One such topos was the myth of cars filled with gold which were ostensibly making their way from France to Russia. From Düsseldorf to Przemyśl and northern Hungary people searched in vain for this non-existent convoy. Further rumours accompanied not only the fighting but also domestic policy in the studied region.

This paper uses diaries and memoirs, press and archive material, and fiction to analyse the dissemination of news in Eastern Central Europe at the beginning of the Great War. The most important issues in this research include the influence of rumours on the decisions of the armed forces and civilian authorities and the relationship between the various types of information and the acts of violence committed by the military.